

Wilhelm Swarts

Jugend- erinnerungen



Wilhelm Swarts wurde am 17.3.1854 in Jemgum geboren. Seine Eltern waren Jakob Barteld Swarts (* 28.3.1813 Jemgum, Sohn von Tagelöhner Barteld Jacobs Swarts und Marike Jacobs) und Clara Luisa Söhne (* 15.7.1821 in Bingham, Tochter von Webermeister Henrich Wilhelm Söhne und Martha Meyer). Die Vermählung der Eltern erfolgte am 22.4.1846 in Jemgum. Großvater Barteld Jacobs Swarts verschied am 20.5.1847 im Alter von 73 Jahren.

Swarts zog um 1875 nach Jeschnitz (Kreis Trebnitz) in Schlesien (heute - 1984 - in Polen bei Trzebnica) und besuchte im Winter 1928/29 nach über 50jähriger Abwesenheit wieder seine ostfriesische Heimat. Im darauffolgenden Jahr wurden seine „Jugenderinnerungen“ im Deichwart (Der Deichwart, Jahrgang 5 – 1929/30 S. 117 und Jahrgang 6 - 1930/31 S. 11, 22, 38, 47, 55) veröffentlicht.

Swarts Ausführungen beschreiben weniger historische Daten, vielmehr bemüht er sich, Menschliches, Anekdotisches und Alltägliches festzuhalten, um der Nachwelt ein Panorama des Lebens in Jemgum zu seiner Jugendzeit zu überliefern.

Das Titelbild ist einer Postkarte entnommen, die 1899 abgestempelt wurde. Im Haus links wohnte der zu Swarts Jugendzeit amtierende Bürgermeister (1860-1875) Gerhard Sigismund Müller. Müller starb 1894 in Leer (OSB Leer, luth. Nr. 10937). Im „Albahauses“ wohnte Ottje H. Schmidt mit seiner Familie. Bei dem dritten Gebäude an der linken Seite handelt es sich um die 1909 abgebrannte Scheune des „Albahauses“.

Gerhard Kronsweide
August 1984; Mai 2013

Hinweis

kursiv Ergänzungen und Erläuterungen (nicht von Swarts)

fett In „dit un dat“ veröffentlicht (bis 2012).

normal Noch nicht in „dit un dat“ veröffentlicht.

Jugenderinnerungen

von Wilhelm Swarts

Vorwort

Wenn man alt und grau geworden ist und sein Tagewerk vollbracht hat, dann wandern die Gedanken gern zurück in die Heimat, in die Jugendzeit. All die alten Spielgefährten jener Zeit, die schönen Stunden am häuslichen Herd, die alten, urwüchsigen Gestalten ziehen am geistigen Auge vorüber, und dann befällt den Menschen die Sehnsucht, jene Stätten noch einmal wiederzusehen, wo er einst so glücklich war. Mit welchen Erwartungen macht er sich auf in die alte Heimat, die alten Freunde will er wiedersehen, alle will er um sich versammeln und mit ihnen fröhlich sein. Aber ach, welche Enttäuschung wartet seiner. Sein Geburtsort kommt ihm so ganz anders, ja fremd vor, an Stelle der alten Häuser sind neue erstanden, und wenn sie auch schöner erscheinen mögen, die lieben, alten sind es eben nicht mehr. Die Menschen, die ihm begegnen, kennt er nicht und sie kennen ihn nicht. Endlich tritt er in das Haus eines alten Freundes, die Freude ist gegenseitig aufrichtig und das Fragen und Antworten will kein Ende nehmen. Wie geht es dem und dem und dem? Die Antwort lautet: Schon lange tot, - vor Jahren ausgewandert. Nur wenige sind am Ort, die sich unser noch erinnern. Dann werden die alten Freunde zusammengetrommelt, bei einem guten Tropfen werden alte Erinnerungen ausgetauscht und man geht mehr oder minder befriedigt auseinander. Am andern Tage werden Besuche gemacht, Kirche, Schule und Friedhof besichtigt, vielleicht bleibt man noch einige Tage, dann aber zieht es uns mit Wehmut im Herzen nach Hause zurück. Sitzt man wieder an seinem alten Platz, dann kommen auch die Erinnerungen wieder, alte und neue. Diese will ich im Nachstehenden aufzeichnen. Erwarte nun nicht eine gepflegte Schilderung in wohlgesetzter Form. Sie kann und will ich nicht geben, nur alte, liebe Erinnerungen, Bilder aus meinem Leben sollen meine Erzählung wiedergeben. Möchten sie den noch lebenden Altersgenossen die fröhliche Jugendzeit noch einmal vorzaubern! Den Jüngeren aber mögen sie ein Zeichen sein der Liebe und Verehrung, mit der ich nach über fünfzigjähriger Abwesenheit in der Ferne der alten Heimat gedenke.

Jeschnitz (Kreis Trebnitz in Schlesien), im Winter 1928-1929.

Wer heute die Landstraße von Bingum über Jemgum nach Ditzum entlang wandert, kann sich kaum einen Begriff daraus machen, wie dieser Weg früher ausgesehen hat. Im Sommer bei trockenem Wetter mochte es gehen, aber vom Herbst bis zum Frühjahr war es einfach fürchterlich. Legt man den Weg jetzt in ca. 3 Stunden bequem zurück (heute 1998 mit dem Auto in 10 Minuten), so brauchte man damals wenigstens 5 Stunden. Zwar gab es zwischen den einzelnen Dörfern Fußwege, aber im Dunkeln und bei Schneewetter waren sie nicht ganz ungefährlich, es konnte nur zu leicht vorkommen, daß man von den schmalen Stegen, die über die Gräben führten, abrutschte und mit dem nassen Element Bekanntschaft machte, oder, was noch schlimmer war, man kam im Dunkeln vom Wege ab, und irrte stundenlang umher, bis man ihn glücklich wieder fand. Ein Fall ist mir noch in Erinnerung, wie ein Mann zwischen Jemgum und Midlum sich bei Schneegestöber verirrte, man fand seine Leiche erst nach einigen Tagen in einem Graben. Die Wege waren oft so aufgeweicht, daß fast jeder Verkehr zwischen den einzelnen Dörfern stockte. Zur Beförderung der Post zwischen Leer und Jemgum bediente man sich der Postkutsche; zwischen Jemgum und Ditzum wurde dieselbe dreimal wöchentlich durch einen Boten, den alten Rösing aus Ditzum, befördert. Außerdem besorgten noch zwei Frauen aus Hatzum und Midlum die Botengänge. Es ist erklärlich, daß die die meisten Bewohner selten aus ihrem Wohnort herauskamen, und es gab viele, die ihre engere Heimat, das Rheiderland, nur soweit kannten, als das Auge reichte. Daher auch die Seßhaftigkeit der einzelnen Familien. Die meisten wohnten schon von Urgroßvaters Zeiten her am selben Ort.

An alten Sitten und Gebräuchen wurde festgehalten; selbst in der Bekleidung konnten neue Moden sich nur schwer Eingang verschaffen. Davon ein Beispiel: Um die Zeit als meine Eltern heirateten (1846), wurde bei Trauungen und dergleichen Festlichkeiten von der vornehmen Gesellschaft der Frack getragen. Obgleich meine Eltern bescheiden lebten, hätte meine Mutter ihren Bräutigam am Hochzeitstage doch gern im Frack gesehen. Vater wollte aber davon nichts wissen. Er bestellte sich beim Schneider den Hochzeitsanzug, bestehend aus „Baantje“, hochgeschlossener Weste und Latzhose. Dieses „Baantje“ war ein Kleidungsstück, ähnlich wie eine Marine-Jacke; kurz, vorn zwei Reihen kleiner gelber Knöpfe mit einem handbreiten hohen steifen Kragen und

engen Ärmeln, unten mit sechs Knöpfen zum Schließen. Mutter ging ohne Wissen ihres Bräutigams zum Schneider und sagte ihm, er solle statt eines „Baantje“ einen Frack machen. Einige Tage vor der Hochzeit brachte der Meister den Anzug. Nun entlud sich über dessen Haupt ein furchtbares Ungewitter, bis mein Vater, um der Sache ein Ende zu machen, eine Schere nahm und die Frackschöße kurzerhand abschnitt. „So“, sagte er zu dem Meister, „nu seumt mi dat Ding um, dat ick mi dar mit seihn laten kann“. Aber aus dem „Ding“ war kein anständiges „Baantje“ mehr zu machen, der Schneider mußte ein anderes anfertigen.

Die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt brachte es mit sich, daß die Menschen sich enger zusammenschlossen und das Bedürfnis nach Unterhaltung empfanden. Dazu war an den langen Winterabenden der geeignetste Platz am offenen Herdfeuer. In meinem elterlichen Hause verging selten ein Abend, an dem nicht Nachbarn und Freunde auf ein Plauderstündchen herbeikamen. Ein gerngesehener Gast war Schneidermeister Diepen (*Brune Pieters Diepen* * 1797 + 1877). Er war damals schon ein alter Mann und konnte viel erzählen. Manches davon ist mir noch erinnerlich, u. a. Selbsterlebtes aus der Franzosenzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, was er von seinem Vater (*Kleermaker Pieter Bruns Diepen* * 1764-1826) gehört, nämlich von dem Einbruch der Franzosen im Jahre 1761 unter dem Befehlshaber Conflans und Cambfort. Nachdem diese beiden Unholde in Ostfriesland wie die Hunnen gehaust hatten, kamen sie auch in das Rheiderland. Nicht allein, daß sie ungeheure Summen Geldes erpreßten, ereignete es sich sogar, daß die Bewohner von dieser Räuberbande überfallen und ausgeraubt wurden. Frauen und Jungfrauen wurden geschändet, und aus Verzweiflung über die ihnen angetane Schmach sollen drei junge Mädchen in die Ems gesprungen sein. Einige Familien hatten sich durch die Flucht nach Holland in Sicherheit gebracht, u.a. auch der sehr reiche Groeneveld (*Administrator Hindrik Groeneveld*) aus Jemgum. Dieser bewohnte ein großes schloßartiges Haus. Auf seiner Flucht nahm er an Geld und Wertsachen soviel mit, als es nur eben ging, das übrige wurde an einem sicheren Ort vergraben, den nur er und sein treuer Arbeiter kannten. Dem Räuber Cambfort paßte es natürlich nicht, daß ihm der reichste Mann des Ortes entwischt war. Versprechungen und Drohungen seitens Cambforts konnten den Arbeiter nicht bewegen, irgend etwas zu verraten, nur

soviel war aus ihm herauszubringen, daß sein Herr in Holland, wahrscheinlich in Groningen, sei. Unmenschlich soll der Unhold den treuen Mann zugerichtet haben. Dann versuchte es Cambfort auf eine andere Weise. Durch einen Boten ließ er Groeneveld sagen, er möge ruhig zurückkehren, er verpfände sein Ehrenwort, daß ihm nichts passieren solle. Käme er aber nicht, dann solle sein Schloß in Flammen aufgehen. In eine solche plumpe Falle ging Groeneveld natürlich nicht; er ließ dem Wüterich sagen: Das Ehrenwort eines Schinders genügt mir nicht, die Zerstörung meines Hauses kann ich nicht verhindern. Aber meine grünen Flächen mußte er mir wohl oder übel lassen. Außer sich vor Wut, befahl Cambfort das Schloß anzuzünden. Auf Bitten und Vorstellungen der Ortsbehörde, daß dadurch der ganze Ort gefährdet würde, und durch Zahlung einer namhaften Summe nahm Cambfort endlich von seinem Vorhaben Abstand. Die Behörde mußte sich aber verpflichten, das Schloß innerhalb drei Tagen dem Erdboden gleich zu machen. Es geschah - das Schloß wurde nicht wieder aufgebaut. Groeneveld soll seinen treuen Arbeiter für die ausgestandenen Qualen reichlich entschädigt haben, und noch heute sollen Nachkommen dieses braven Mannes als wohlhabende Landwirte im Rheiderlande wohnen.

Franzosenzeit (um 1812)

Aus der Franzosenzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wußte Meister Diepen viel zu erzählen. In jedem Dorfe seien eine Anzahl französischer Zollwächter, „Douanen“, stationiert gewesen, um zu verhindern, daß englische Waren eingeschmuggelt würden. Jedes Fuhrwerk sei auf Contrebande (Schmuggelware) durchsucht, ja selbst die Menschen hätten sich die Durchsuchung ihrer Sachen gefallen lassen müssen. Trotzdem sei es bisweilen gelungen, die Franzosen zu täuschen. Einmal sei es einem Schiffer geglückt, eine Kiste mit Tee von Borkum aus einzuschmuggeln.

Die Douanen auf dem Wachtschiffe vor der Ems hatten bei Durchsuchung des Schiffes die Kiste nicht gefunden, der Schiffer segelte weiter und legte in Jemgum im Hafen an. Auch hier wurde wieder alles durchsucht und nichts gefunden. Wie nun aber die Ware an Ort und

Stelle schaffen? Dem Zollwächter wurde heimlich hinterbracht, daß in der Nacht am Eingang des Hafens bei der Fährre eine Tonne mit Contrebande aus der Ems an Land geschafft werden sollte. Da oben am Hafen alles ruhig war, eilte der Franzose der angegebenen Stelle zu. Hier fand er nun tatsächlich zwei Männer damit beschäftigt, eine Tonne zu entleeren, aber was war in derselben: Fische. Inzwischen hatte man Zeit gehabt, den Tee in Sicherheit zu bringen.

Einige Wochen nach der Schlacht bei Leipzig war es dann mit der Franzosenherrschaft vorbei. Die Franzosen flüchteten über die holländische Grenze, von einer Anzahl Kosaken verfolgt. Die Russen verschmähten es, Quartier zu beziehen, zogen es vielmehr vor, die Nächte hindurch draußen bei ihren Pferden zu campieren. Aber man war doch froh, als diese „Verbündeten“ wieder abzogen. Sie hatten alles gebrauchen können, aber nichts bezahlt.

Berendohmke (um 1830)

Mein Onkel, „Berendohmke“, (*Berend Jans Ewen 1805-1874 oo Anna Bartels Swarts + 1855*) war ein Witwer. Seine Kinder waren schon erwachsen, und somit stand er allein. Wenn es ihm in seiner Wohnung zu einsam wurde, kam er gewöhnlich zu uns. Abends war er sehr häufig da, manchmal im Winter auch ganze Tage. Er „pahlte“ (= pulte - enthülsen) dann Bohnen und erzählte dabei Geschichten, in denen er stets die Hauptperson war. Ich glaube, manchmal hat er etwas hinzugedichtet, denn Mutter unterbrach ihn bisweilen und sagte: „Berend, Berend, dat kann ja gar neit angahn.“ Von seinen vielen „Döntjes“ will ich hier eins erzählen:

In seinen jungen Jahren hatte Onkel Berend bei einer Witwe als Großknecht gedient. Die Dienstboten, zwei Knechte und zwei Mägde, hatten einmal Appetit auf Speckendicken bekommen. Da es aber noch einige Wochen vor Neujahr war, beschlossen sie, in der nächsten Nacht, wenn die Bäuerin schlief, Speckendicken zu backen, und zwar im Pferdestall. Als die alte Dame zur Ruhe gegangen war und glauben mochte, daß das Gesinde ebenfalls schlief, versammelten sich die Ver-

schwörer im Pferdestall. Die Großmagd hatte die Zutaten zu den Speckendicken aus der Speisekammer besorgt, die Knechte in dem „Doofpott“ (verschießbares Aschegefäß) ein lustiges Torfffeuer angemacht und dann ging das „Snurren“ (Schnorren - heimlich wegnehmen) los. Natürlich war auch für genügend „Doornkaat“ gesorgt und so wurde es eine lustige Nacht, zwar nicht am Donauufer, wie es in dem schönen Liede „Prinz Eugen“ heißt, sondern im Pferdestall. Am andern Morgen hatte natürlich niemand Appetit auf Karmelkbrei, aber die Dienstboten wollten es sich nicht merken lassen und löffelten frisch drauf los. Bloß Berendohmke konnte mit dem besten Willen nichts herunter bringen, er legte den Löffel hin und sah wehmütig in die Breischüssel. „Büst du krank, Berend?“ fragte die Bäuerin. „Ne, ick heb van Nachts teo völ Speckendicken eten“, war die Antwort. Die andern waren sprachlos vor Schreck, sie traten ihn auf den Fuß, damit er den Mund halte. „Tret mi man neit up de Feuten, wi hebben van Nachts doch in de Peerstall Speckendicken backt“, sagte Berendohmke. Die Großmagd wollte etwas erwidern, aber die Bäuerin kam ihr zuvor und sagte: „Du hest Di dei Magen verdürben, Berend, un slecht slapen. „Dat het hei doch blot drömt“, sagte sie zur Großmagd. „Kum Berend, ik will Di’n Bittern geven, dann sall’t wal weer beter worden“. Berendohmke bekam einen großen Bittern, und alle gingen erleichtert an die Arbeit.

Ein lieber Freund meines Vaters, Fokke Schür (*Fokke Harms Schüür* * 1828 + 1892), kam jede Woche mindestens einmal zum Plauderstündchen herüber. Seine Spezialität war, Spukgeschichten zu erzählen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wir Kinder hätten diese Geschichten nicht gehört, denn wir glaubten daran und fürchteten uns. Er selbst glaubte auch daran, denn der Aberglaube war in damaliger Zeit noch stark verbreitet. Unter anderem erzählte er: Es sei vor vielen Jahren zwischen Jemgum und Midlum eine Schlacht geschlagen worden. Ein Teil der Besiegten hätte sich in den Keller der Bültplaatse geflüchtet und sei dort von den Siegern niedergemacht worden. Noch jetzt könne man nachts bisweilen Ächzen und Stöhnen aus dem Keller vernehmen. Das seien die Geister der Erschlagenen, die noch keine Ruhe gefunden hätten. - Die Bültplaatse war von Midlum aus das erste Gebäude linker Hand. Jetzt steht ein prächtiger Neubau an seiner Stelle (heute Lucas

Cramer - nein! das ist bestimmt Koopmanns Villa in Jemgum sein. Strycker schreibt auch vom „Haus am Bült“). Es ist möglich, daß die Geister sich in dem Neubau nicht mehr zurecht fanden und sich verzogen haben, möglich aber ist auch, daß sie noch da sind. - Daß in dieser Gegend einmal eine Schlacht geschlagen wurde ist übrigens Tatsache.

Meinhard von Ham war im Herbst 1533 mit 2000 Söldnern in das Rheiderland eingebrochen. Er zog über Stapelmoor und Weener auf Jemgum los, um sich dort zu verschanzen. Der Landsturm wurde aufgeboten und als Sammelplatz Oldersum bestimmt. Das Heer war an Zahl dem Feinde erheblich überlegen, aber nicht an Kriegserfahrung. Bei Oldersum setzte man über die Ems und bezog ein Lager zwischen Midlum und Eppingaweher.

Am 14. Oktober 1533 ging man zum Angriff über. Auf schmalen Wege zog das Heer heran, um am Eingang des Ortes von dem wohlgerüsteten Feinde empfangen zu werden. Dieser griff das Heer vorn u. von der Seite an, und bald erlag der Vortrab seinem Feinde. Kaum gewahrte dies der nachfolgende Gewalthaufen, als ihn plötzlich der Mut verließ und er sich in wilder Flucht rückwärts stürzte. Die Schlacht war verloren, im ganzen sollen dabei ca. 400 Mann gefallen sein. – Es ist nun sehr wohl möglich, daß sich etliche in den erwähnten Keller geflüchtet hatten und hier vom Feinde niedergemacht wurden. Solche Geschehnisse werden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert und der Aberglaube sorgt schon für die nötige Umrahmung.

Von den in unserem Ort einst so zahlreichen Leinenwebereien war damals nur noch eine in Betrieb und zwar die von Remmer Steen. Er beschäftigte nur noch zwei bis drei Gesellen und einige Schulknaben aus dem Armenhause. Der eine dieser Gesellen hieß Jörn Puhlmeier (*Jurjen Poelmeyer* * 1829 + 1904 *Junggeselle*). Er war Junggeselle und wohnte mit seiner Tante „oll Mientje“ (*Wilmina Fransen Poelmeyer* * 1796, + 1869), zusammen in einem Hinterhause. Er war ein harmloser Mensch, leider aber dem Schnapsteufel verfallen. Kaum hatte er Sonnabend seinen Lohn erhalten, so fing das Trinken an und hörte manchmal erst Montagabend auf. Wenn er dann wieder nüchtern war, und wohlmeinende Leute machten ihm Vorhaltungen über seinen leichtsinnigen Lebenswandel, dann tat er ganz zerknirscht und sagte gewöhnlich: „t ja, Meeklenbörg het mi weer unner hat“. „Meeklenbörg“ war nämlich der

Teufel. Einmal hatte er sich in der Trunkenheit nachts in die Kette der Zisterne (Regenbacke) verhaspelt. Nun war er wohl der Meinung, daß der Teufel ihn wirklich am Kragen oder vielmehr an den Beinen hatte, denn er schrie jämmerlich um Hilfe. „Hülpe, Hülpe, Meeklenbörg het mi in de Klauen“ brüllte er, bis ein mitleidiger Nachbar ihn erlöste und ins Bett brachte. Er soll ziemlich alt geworden und im Armenhause gestorben sein. Aber Schnaps soll er in seinen letzten Jahren nicht mehr getrunken haben.

Damals lebte noch eine ganze Anzahl alter Webergesellen, die nachdem die Fabriken eingegangen waren, anderweitig keine Beschäftigung fanden und durch Gelegenheitsarbeiten, wie Torfschiffe entladen und dergleichen, ihr Leben fristeten.

Einer von ihnen war Peter Dümpel. Er war ebenfalls Junggeselle, groß und hager von Statur, dabei konnte er ungeheure Portionen Essen verschlingen. Einmal hatte eine Tischlermeistersfrau Erbsensuppe gekocht und zwar für sechs Personen. Nun wollte es das Unglück, daß ein dickes Stück Ruß in die fast fertige Suppe fiel und diese dadurch ungenießbar wurde. Als die Frau damit beschäftigt war, eine andere Mahlzeit zu bereiten, kam Peter Dümpel vorbei. Da er ihr als „hartfraatsch“ bekannt war, rief sie ihn herein und fragte, ob er die Suppe essen wolle. Für Peter war dies „ein gefundenes Fressen“. In ganz kurzer Zeit hatte er die ganze Suppe aufgegessen. „Na, Peter, het’t smeckt?“ fragte die Frau. „Best“, antwortete Peter, „wenn ji mal weer son Snubbelbittje hebben, dann denkt an mi.“ Dieser „Rekord“ sprach sich natürlich bald im Orte herum und kam zu den Ohren des Arztes. Dieser wollte nun feststellen, ob es möglich wäre, daß ein Mensch so fürchterlich fressen könne. Er ließ Peter kommen und fragte ihn, ob er wohl einen Brief nach Bentumersiel besorgen wolle. „Jawall, Herr Doktor, recht geern“, antwortete Peter. „Dann gah man in de Köken un eet erst wat, ick will unnerdes de Breif schriewen“. Das Dienstmädchen hatte schon vorher ein ganzes Viertel von einem nüchternen Kalb braten und eine Portion Kartoffeln kochen müssen. Diese Mahlzeit wurde unserm Peter vorgesetzt und mit Behagen verzehrt. Als er ungefähr damit fertig war, lief das Mädchen zu ihrem Herrn und rief: „Herr Doktor, hei het alls upfreten.“ Gleich darauf erschien auch Peter und bedankte sich für das schöne Essen.

Der Arzt gab ihm noch einen großen Schnaps, in dem er ein Pülverchen gemischt hatte, und Peter schob mit dem Brief ab. Dieses „Pülverchen“ soll dann auch seine Wirkung getan, und Peter nicht mal Magenbeschwerden bekommen haben.

Wikke Anne

Eine unter dem Namen Wikke Anne bekannte Persönlichkeit betrieb in Jemgum das Geschäft des Kartenlegens. Sie war in der ganzen Gegend bekannt und hatte regen Zuspruch. Durch geschicktes Ausfragen ihrer Kundschaft, und dadurch, daß ihr die Verhältnisse der meisten Familien bekannt waren, fiel es nicht schwer, die einfachen Leute durch ihr Orakel in Staunen zu setzen. Hauptsächlich waren es Liebende, die sich bei ihr die Zukunft enthüllen ließen und in heiklen Fällen ihren Rat einholten. Einem jungen Mädchen war ihr Schatz untreu geworden. Sie ging zu Wikke Anne, um sich Rat zu holen, wie sie ihren Herzallerliebsten wieder zurückerobern könne. Nachdem die Karten befragt worden, gab Wikke Anne dem Mädchen folgenden Rat: Sie solle sich eine Haarlocke von ihrem Schatz besorgen und diese in einem Beutelchen auf der bloßen Brust tragen, er würde dann bald zu ihr zurückkehren. Da das Mädchen nicht wußte, wie sie zu einer Locke vom Haupte ihres Geliebten gelangen sollte, erbot sich Anne, ihr gegen Vergütung der Auslagen eine solche zu besorgen. Schon nach einigen Tagen konnte das beglückte Mädchen die Locke gegen Erstattung der Unkosten von 15 Sgr. in Empfang nehmen. Aber das Mittel wollte gar nicht helfen, der Liebste ließ sich nicht sehen. Aus lauter Kummer wurde das junge Ding krank, zwar nicht ernstlich, aber sie fühlte sich doch recht elend. Sie lief wieder zu Wikke Anne und klagte der ihr Leid. Wieder wurden die Karten befragt, da wußte man gleich, warum das Mädchen krank geworden sei. Der Schatz sei nicht gesund und dessen Krankheit hätte sich durch die Haarlocke übertragen. Sie solle die Locke ins Feuer werfen, sonst würde es noch schlimmer. Schwere Herzens und mit erleichtertem Geldbeutel ging das arme Ding wieder heim. Zum Verbrennen der Locke konnte sie sich aber nicht entschließen, dazu hatte sie ihren Schatz zu lieb, sie verwahrte diese in ihrem Gesangbuche. An dem nächsten Gallimarkt

sahen die beiden sich wieder, das alte Verhältnis wurde erneuert, und nicht lange danach geheiratet.

Als der junge Ehemann kurz nach der Hochzeit die Locke im Gesangsbuch fand, wurde er eifersüchtig und wollte wissen, von wem die Haare stammten. „Van di, min Leiwe“ sagte die Frau und erzählte ihm treuherzig den ganzen Vorfall. Der Mann wußte sich aber nicht zu erinnern, daß ihm eine Haarlocke abhanden gekommen sei, auch ein Vergleich mit seinem Haupthaar ergab, daß sie nicht von ihm stamme. „Dann het mi dat olle Wiev belogen un bedrogen, dei paar Haar kosten mi‘n halv Riksdaler“ sagte die Frau in heller Wut. Der Ehemann lachte und gab ihr den Rat, sich bei Wikke Anne nicht wieder die Karten legen zu lassen.

Aber nicht immer hatten die Ratschläge von Wikke Anne diesen harmlosen Erfolg. Ein Bauer war in Schulden geraten und glaubte sich dadurch retten zu können, daß er seine Plaatze anzünde. Um sicher zu gehen, daß die Sache geheim bleiben würde, holte die Frau des Bauern sich bei Wikke Anne Rat. Die Auskunft lautete: Wenn sie vorsichtig wären und reinen Mund hielten, dann würde es nicht herauskommen. Dadurch hätte die alte Hexe die Leute in ihre Hand bekommen und sie nach Belieben ausbeuten können. Aber es kam anders. Die Plaatze brannte eines Tages bis auf den Grund nieder. Wegen Verdachts der Brandstiftung wurden beide Eheleute verhaftet und gestanden nach mehrmaligem Verhör die Tat, auch daß Wikke Anne ihnen dazu geraten habe. Diese wurde nun gleichfalls in Haft genommen, und da fand es sich, daß sie auch noch andere, nicht minder schwere Verbrechen auf dem Kerbholz hatte. Sie wurde vom Schwurgericht zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Die Strafe hat sie aber nicht ganz verbüßt, da sie im Zuchthause gestorben ist.

Theater (um 1868)

Auch die Kunst ließ sich bisweilen in Jemgum blicken. Eines Tages erschien eine Künstlergesellschaft in einem großen Wohnwagen. Nachdem sie eine Gastwirtschaft gefunden hatte, in der ein passender

Raum für die Vorstellung vorhanden war, ging es gleich mit großem Tam-Tam durch den Ort: „Heute Abend 7 Uhr große Vorstellung im Saale des Herrn Gastwirt Behrends (*Heinrich Behrends*). Zur Aufführung gelangt das großartige Schauspiel: „Die Banditenbraut“. Dies muß man sehen, dies muß man hören, so etwas kommt sobald nicht wieder vor! Erster Platz 50 Pfg., zweiter Platz 30 Pfg., Kinder unter 10 Jahren zahlen die Hälfte“.

An dem Abend gab es im ganzen Ort kein Kind, das über 10 Jahre alt war. Mit wenigen Ausnahmen ließ man sie für die Hälfte herein, als ich aber für 15 Pfg. eine Eintrittskarte verlangte, sah mich die Frau Direktor, die an der Kasse saß, groß an und sagte: „Zehn Jahre willst du sein, und bist schon so groß wie’n linker Flügelmann bei der Jarde? Ne, Männchen, da leg man noch 15 Pfennige zu. Oder du kannst ooch for umsonst rinkommen, wenn du die Orgel drehn willst.“ Ob ich wollte! Ich mußte mich bei dem Herrn Direktor melden, der mich aber zunächst noch zu allerhand Handreichungen in Anspruch nahm und mir zeigte, in welchem Tempo ich die Orgel zu drehen hatte. Endlich war es soweit, daß es losgehen konnte. Ich bekam meinen Platz vor der Drehorgel, neben dem Souffleurkasten. Ein Kasten war er eigentlich nicht, sondern eine ähnliche Einrichtung wie ein aufgespannter Schirm, unter dem die Souffleuse, hier die Frau Direktor, Platz nahm. Sie schärfte mir ein, daß ich nur dann die Orgel drehen dürfe, wenn sie mir ein Zeichen gebe, und auch auf ein Zeichen wieder aufhören müsse. Na, das erste Zeichen kam, die Ouverture begann. Nachdem ich ungefähr 10 Minuten gespielt hatte, kam das Zeichen zum Aufhören, und der Vorhang teilte sich. Aus dem Zuschauerraum kam ein gedehntes „Aah“ mit einem knallrotem Gesicht spielte die „Hedwig“. Als die Stelle kam, wo diese den Rudolf erschießen mußte, wollte die Flinte nicht losgehen. Hedwig drückte ein paarmal ab, aber es knallte nicht. „Herr Jott, so schlag ihn doch dot!“ rief die Frau Direktor. Hedwig, das Gewehr am Lauf fassen, und dem Rudolf eins mit dem Kolben versetzen, war das Werk einer Sekunde. Dabei war aber der Schuß endlich losgegangen. Hedwig fiel vor Schreck auf den Rücken. Etliche Frauen im Zuschauerraum schrien laut auf, aber die meisten lachten und trampelten mit den Füßen. Am andern Morgen gingen einige Mitglieder der Theater-Gesellschaft auf die umliegenden Dörfer und verteilten Theaterzettel, und abends gab es

noch eine Vorstellung, tags darauf reisten die Künstler wieder ab. Noch geraume Zeit sprach man von der „Banditenbraut“.

Der Nordische Zauberer Ein andermal erschien der Nordische Zauberer Karl Zobel auf der Bildfläche. Durch große Plakate, die an allen Ecken der Straßen angeklebt wurden, erfuhren die Einwohner, daß in der „Waage“ zwei große Vorstellungen der höheren Magie stattfinden sollten. Die erste Vorstellung war an einem Sonntagabend. Herr Zobel war aber kein großer Zauberer, er führte Tricks aus, die man in den Schaubuden auf dem Gallimarkt in Leer schon besser gesehen hatte, z.B. ein langes Band aus dem Munde herauszuhaspeln, jemandem ein Geldstück aus der Nase ziehen, Pfannkuchen in einem Zylinderhut backen und dergleichen.

Zuletzt trat seine Frau als Wahrsagerin auf. Mit verbundenen Augen gab sie auf Fragen manchmal eine treffende Antwort. Als aber ihr Herr Gemahl sie fragte, wann das junge Paar, das vor ihr saß, Hochzeit machen würde, und die Antwort „nach zwei Jahren“ lautete, gab es ein Gelächter und Getrampel, daß der Saal erzitterte. Die jungen Leute waren nämlich Geschwister. Aber Herr Zobel kannte das elfte Gebot: lat di neit ver(b)lüffen!

Als das Publikum sich etwas beruhigt hatte, sagte er: „Warum machen Sie denn einen solchen Lärm, meine Herrschaften? Diese beiden werden sich allerdings nicht heiraten. Aber Beide werden nach zwei Jahren eiraten“. Die Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen, der Bruder heiratete nach sechs, und die Schwester nach drei Jahren, also nach zwei Jahren. Die zweite Vorstellung fand nicht mehr statt, am andern Tage verdufteten die Zauberer. Sie vergaßen dabei, ihre Schulden zu bezahlen.

Musikgenüsse

In gewissen Zeitabständen erschien regelmäßig ein Ehepaar mit einer Drehorgel. Der Mann sah aus wie ein Rattenfänger und die Frau wie eine waschechte Zigeunerin. An einer Stange wurde ein großes Bild befestigt, auf dem die neuesten Mordtaten zu sehen waren. Ein auf diese Schauergeschichte bezügliches Lied wurde von den beiden gespielt

und gesungen, dabei mit einem Rohrstock die nötigen Erklärungen an dem Bilde gezeigt. Die Lieder waren gedruckt und kosteten das Stück 5 oder 10 Pfennig. Wir Jungens begleiteten die Orgel und sangen feste mit. Eines Tages hieß es, der Orgeldreher mit dem großen Schnurrbart hätte im Streit einen Menschen erstochen. Jedenfalls haben sich die beiden Orgelspieler bei uns nicht wieder sehen lassen. Noch ein anderes Paar kam bisweilen, um seine Kunst hier auszuüben. Es waren dies zwei bejahrte Männer. Ihrer Sprache nach waren es Ostfriesen. Sie trugen Baantje (Joppe) und gingen in Holzschuhen. Einer der beiden war blind und spielte Flöte, der andere sang dazu. Sie hatten aber nur ein Lied in ihrem Repertoire, es war stets dasselbe. Den Text will ich wiedergeben, die Melodie kann sich jeder leicht selbst dazu machen.

Malbrouk dei fahrt ten Orlog (in den Krieg - die Redaktion).

**En hey kumt noit weer um.
Hey sall wal weer mal umme komen,
Tideldum, Tideldum, Tideldum.**

Malbrauk sollte wohl „Marlbourough“ heißen, ein berühmter englischer Heerführer.

Malborough landete mit Truppen in Hatzum und nahm Quartier in Jemgum (dit un dat 47, S. 8) - auch Wilhelmine Siefkes beschreibt diese beiden Männer in „Tant‘ Remda fahrt na Genua“ in der Geschichte „Gallmarkt - domals“ S.57: Ik denk an twee ollere Mannlü, schofel in Tüüg, Klumpen an, un eene dervan was blind, de harr en Fleite, un he stunn dar so ernst un spöölde un spöölde sien Wiese, un sien Kumpel luurde of, bit he insetten kunn mit singen:

**„Malbruck de fahrt in Orlog,
un he kummt nooit weer um.
He sall der weer umme komen!
Tideldum, tideldum, tideldum.“)**

Un dat Volk drumto, dat nu gespannt was, wat disse Malbruck dann sull, wenn he weerum kwam, dat kreeg blot disse eene

**Vers to hören, alltiet weer van vörn, bit de Sänger mit sien Pole
rundung, dann verkrümelden sük de meesten, blot de Gootar-
digen leten dar en Penning of twee in fallen. Of se dran dochen, dat
de Blooden ja wieder kien Innahme harrn? Domals doch de Staat
noch an kien Blinnenförsörge.)**

Das waren damals die Kunstgenüsse auf dem Lande. Heute dagegen findet man fast an jedem Ort Lichtspiele, Rundfunk, Vorträge zur Unterhaltung und Belehrng usw. Wissenschaft und Technik haben seit der Zeit ungeheure Fortschritte gemacht. Das verdanken wir in erster Linie den vorzüglich geleiteten Schulen in Deutschland.

Schule

In Ostfriesland wurden damals die Schulverhältnisse im allgemeinen als gut bezeichnet. Unser Ort mit seinen ca. 1200 Einwohnern hatte eine zweiklassige Schule, jede zu zwei Abteilungen, mit einem festangestellten Lehrer. Dieser unterrichtete in der ersten Klasse, in der zweiten ein nicht angestellter Unterlehrer, gewöhnlich „Küsjes“ genannt. Diese wechselten oft und wenn die Stelle nicht gleich wieder besetzt werden konnte, unterrichtete ein sogenannter Zögling, der sich für das Seminar vorbereitete. In diesem Fall mußte der Hauptlehrer auch noch die zweite Klasse beaufsichtigen. Ich schätze die Gesamtzahl der Schüler auf ca. 150. Man kann sich vorstellen, welche Arbeit der Lehrer zu leisten hatte. Dabei gab er noch Privatstunden in Deutsch, Französisch, Gesang, Rechnen und Zeichnen, täglich 4 Stunden. Die Unterrichtsfächer erstreckten sich auf Lesen, Rechnen, Schreiben, Deutsch, Singen, Religion, Geschichte und Geographie. Es läßt sich denken, daß all diese Fächer nicht genügend gelehrt werden konnten, es mußte dem einzelnen Schüler überlassen bleiben, sich nach der Entlassung aus der Schule selbst weiter fortzubilden. Die Lehrmittel wurden zum Teil der Schulbibliothek entnommen, nämlich das deutsche und holländische Testament, das Lesebuch von Quitmeyer, und die Weltgeschichte von Stahl de Boer. Wehe aber dem Schüler, der mit diesen Büchern nicht ordentlich umging! Außer einer Tracht Prügel wurde die Untat auf dem Einband vermerkt. Nach Ende der (18)60er Jahre konnte man aus dem Jahre 1852 in einem holländischen Testament folgendes lesen: Johann Greving (*Schmiedemeister* * 1842 + 1910)

en Jan Slötel (* 1842, oo *Reenste Otjes aus Folmhusen/Ihrhove, 1867-1870 Taufen (Dienstknecht) in Jemgum, 1873-1880 Taufen in Leer*) hebben het Blad by Lucas 16 met Moedwillen verschoert.

Beim Singen wurde u. a. auch das holländische Gesang- und Psalmbuch benutzt. In der Kirche wurde abwechselnd deutsch und holländisch gepredigt, aber stets holländisch gesungen, Psalmen und Gesänge. Der Turnunterricht wurde erst im Jahre 1869 eingeführt, Schulausflüge gab es noch nicht.

König Georg V.

Im Sommer 1865 hatten wir die Ehre, den König Georg V. von Hannover zu sehen. Er fuhr auf einem Dampfschiff von Norderney kommend, an unserem Ort vorbei. Die Schüler hatten mit kleinen Fähnchen an der Ems Aufstellung genommen, und da das Schiff möglichst nahe am Ufer und sehr langsam fuhr, konnten wir unseren Landesvater deutlich erkennen. Wir sangen: "Heil Dir im Siegerkranz". Der König dankte durch Winken mit einem gelben Taschentuch. Ein Jahr später mußte dieser Monarch sein Land verlassen, um es nie wieder zu betreten.

In dem Bruderkrieg von 1866 hatten auch zwei junge Leute aus Jemgum in der Schlacht bei Langensalza mitgekämpft, Wilhelm Jost (*Friedrich Wilhelm Jost ? * 1845*) und Jan Rhauderwyk (*Postfuhrunternehmer zu Jemgum * 1845, + 1918*). Ein junger Mann, namens Vogt aus Soltborg, war in der Schlacht gefallen. Am 21. Juni 1866 dampften die preussischen Kriegsschiffe "Loreley" und "Tiger" an Jemgum vorbei nach Leer, nachdem die Besatzung die Batterie in Emden ohne Blutvergießen eingenommen hatte.

Als dann Hannover dem Königreich Preußen einverleibt wurde, war ein großer Teil der Ostfriesen gleich gut preussisch gesinnt, hauptsächlich die alten Veteranen von 1813/15, die damals unter Preußen gegen Napoleon gekämpft hatten. Nur wir Jungens waren gute Hannoveraner und gelobten uns, später nach Braunschweig auszuwandern, wo noch ein Welfe regierte. Aber 1870 waren wir schon gute Preußen, und wären am liebsten mit in den Krieg gezogen.

Schweineschlachten

Ein besonderes Ereignis war das Schweineschlachten. Morgens in aller Frühe wurde geschlachtet. Wenn das Schwein abgestochen war, gab es den ersten Doornkaat. Einem Bauern passierte es einmal, daß er statt der Schnapsflasche die Petroleumflasche erwischte und dem Schlachter davon ein großes Glas reichte. Dieser hatte es eilig und stürzte das ganze Glas Petroleum herunter. Damals war man der Meinung, daß Petroleum giftig sei, und man kann sich die Angst und Unruhe vorstellen, die nun herrschte. Das Schwein blieb liegen, der Schlachter eilte nach Hause und legte sich ins Bett. Leider war der Arzt über Land, man gab dem Patienten Milch und Brechmittel. Hierauf schickte man zum Pastor, damit der ihn auf seine letzte Reise vorbereite. Dieser ließ sich den Vorgang erzählen, lächelte und sagte, Petroleum sei nicht giftig, im Gegenteil, es reinige den Magen. Nun war der Schlachter gleich wieder gesund, sprang flink aus dem Bett heraus und machte sich nun wieder daran, das Schwein fertig zu machen.

Abends kam der Fleischer wieder, um das Schwein zu zerlegen, und Wurst zu machen. Wir Kinder bekamen von jeder Sorte zuerst eine kleine Wurst und ein „Snirtjebra“, eine dünne Scheibe Fleisch, das wir auf der Feuerzange brieten. Einige Freunde kamen auf „Schwienevisite“ und es ging manchmal ganz lustig zu. Ein Hauptspaß war es, wenn man jemand nach dem „Wurstpatron“ schicken konnte. Eines Abends erschien bei uns ein nicht gerade geistreicher Mensch, Heiko van Lengen (* 1833, + 1882 *unverheiratet, Sohn von Nachtwächter Klaas Jans Meyer und Margarethe Heikes van Lengen*), „Kumpelment van Klaas Janssen (*vielleicht Schustermeister Claas Janssen * 1819 Bingum, + 1903*), ik sull dat Wurstpatron mal halen“. Ein solches Modell gibt es bekanntlich nicht, der Zweck ist nur der, einen „Dummen“ von Haus zu Haus zu schicken. Mein Vater schickte Heiko denn auch weiter, und so mag der arme Kerl wohl den ganzen Ort durchwandert sein.

Heiko war früher einmal Gemeindegärtner gewesen. Im Konfirmandenunterricht legte der Pastor ihm die Frage vor: Hoe heeft u geschapen (geschafft)? Heiko hatte wohl nicht verstanden, was der Geistliche damit meinte; er antwortete: Min Schapen? Min Schapen lopen in't Weerland. Arbeiten konnte der arme Kerl nicht. Sein Vater war Nachtwächter und Törfmeter, seine Mut-

ter Kraamwarstersche. Heiko besorgte die Häuslichkeit. Solche bedauernswerten Geschöpfe fielen dann einmal der Gemeinde zur Lasat und kamen in das Armenhaus.

Krammarkt

Der Krammarkt war damals in Jemgum nicht von Bedeutung. Zwei Kuchenbuden von Bahns und Normann aus Leer, eine Bude mit Spiel-sachen und ein „Malmölen“ (Karussell), das war die ganze Herrlichkeit. Lange vorher wurde jeder Pfennig gespart, um am Markttag möglichst schnell an den Mann gebracht zu werden.

Einmal besaß ich ganze 20 Pfennig. Die Hälfte davon war bald ver-nascht, nun hieß es, wie die andere Hälfte am besten anlegen. Karus-sell fahren? Nein, da war ein Ritt auf Rhauerwyks Pferden (*Jan Rhau-derwyk, Postfuhrunternehmer 1845-1918*), die ich bisweilen abends in die Weide reiten durfte, schöner. Also zur Spielzeugbude! Die Wahl war schwierig, alles hätte man haben mögen. Jedes Stück kostete 10 Pfg. Ich entschied mich zuletzt für eine Trompete. Dieses Musikinstrument war aus Pappe, mit Kitt belegt, so daß es aussah wie ein Hirschhorn, oben ein kleines Mundstück aus Blech. Als ich damit zu Hause ankam, stand ein Bettelweib, Töpke Knüt, in der Stube. Die nahm mir das Dings aus der Hand, bewunderte die Schönheit desselben und blies dar-auf. Ich war wütend, denn ich hätte die Trompete jetzt doch nicht mehr an den Mund führen mögen. Ich ging damit an die Regentonne, um sie abzuwaschen. Aber oh weh, als ich sie aus dem Wasser herausnahm, war das ganze Instrument weich wie ein Waschlappen und nicht mehr zu gebrauchen. Ich heulte fürchterlich, und schleuderte die aufge-weichte Herrlichkeit weit von mir.

Abends war große Honigkuchen-Verlosung. Auf einem Tisch wurden 32 Honigkuchen verschiedener Größe aufgestellt. Unter jeden Kuchen wurde eine Spielkarte gelegt. Ein zweites Spiel wurde in 8 Lose, a 4 Karten, das Los zu 10 Pfennig, verteilt. Ein drittes Spiel steckte in 32 kleinen hohlen Holzröllchen. Diese wurden in einen Beutel getan und tüchtig durchge-schüttelt. Dann begann die Verlosung. Der Leiter dieser Lotterie machte

einen Heidenlärm. Unter der Devise: Jetzt kommt die Katz und holt sich die Maus, - jetzt kommt der wahre Jacob heraus – mußte ein Mitspieler ein Röllchen aus dem Beutel nehmen, dieses dem Spielleiter übergeben, der dann die darin befindliche Karte herausnahm. Wer von den Spielern die gleiche Karte hatte, bekam den Kuchen, der auf eben derselben Karte stand. In der „Wage“ war abends Tanzmusik, die Veranstaltung war aber stets schlecht besucht, denn die jungen Leute bei uns waren nicht sehr tanzlustig, konnten überhaupt kaum tanzen. Zwei Tage dauerte die Herrlichkeit, die Budenbesitzer hatten sicher kein großes Geschäft gemacht, aber sie kamen doch alle Jahre wieder.

Feiertage

Außer dem Jahrmarkt gab es für uns Kinder noch vier mal im Jahre ein Fest, Judica, Martini, St. Nikolaus und Sylvester. Leider wurden wir zu Weihnachten nicht beschert; **eine Weihnachtsfeier, wie es im übrigen Deutschland überall Sitte ist, gab es bei uns nicht. Nur ganz vereinzelt sah man am Heiligen Abend einen Tannenbaum geputzt, bei den Allermeisten beschränkte sich die Feier auf ein gutes Abendbrot und Verlesung des Weihnachtsevangeliums.**

Sylvester

Am Sylvesternachmittag wurde Speck und Mettwurst zu den Speckdicken geschnitten, um 5 Uhr begann der Gottesdienst, währenddessen die Mutter den Teig anrührte. Nur an diesem Abend brannten die Kronleuchter in der Kirche. Nachdem das Präludium verklungen war und der Pastor die Kanzel bestiegen hatte, erhob sich der Lehrer, Organist, und sagte an, welchen Gesang die Gemeinde singen sollte. Darauf setzte die Orgel ein, und die Gemeinde sang andächtig aus dem holländischen Gesangbuch den allen bekannten Gesang:

Uren, dagen, maanden, jaren
Vliegen als een schaduw heen;
Ach! Wy vinden, waar wy staren,

Niets bestendigs hier beneen!
Op den weg, dien wy betreden,
Staat geen voetstap, die beklyft;
Al het heden wordt verleden,
Schoont ons toegerekend blyft.

Vorgeslachten kwynden henen,
En wy blenen op hun graf;
Ras zal 't nakrost ons beweenen:
't Menschdom valt as bladren af.
't Stoff, door eeuwen zaamgelezen,
Houdt het zelfde graf bewaard:
Buiten U, o eeuwig Wezen!
Ach! Wat was de Mensch op aard!

Maar door U aant niet onttoegen
Liet uw gunst hem niet alleen;
Godlyk licht omscheen zyn oogen,
En zyn nietigheid verdween:
Onder uw genadeleiding,
Word hem deze levensbaan
Slechts ontwikkeling, voorbereiding
Tot een eindeloos bestaan.

Dat de tyd tal verover,
Aan geen tydperk hangt myn lot ;
Gy, Gy, blyft my alltyd over,
Gy blyft eindeloos myn God:
Welk een ramp my hier ok nader,
'k Vind in U myn rustpunt weer;
Gy blyft in uw Zoon myn Vader,
Wat verandewr, wat verkeer.

Vader, onder al myn nooden,
Vader, onder heil en straf,
Vader, ook in 't ryk der dooden,
Vader, ook int zwygend graf,

Waar ik ooit verandering schouwe,
Gy, o God! Houdt eewig standt,
Ook myn stof rust op uw trouwe,
Sluimert in uw Vaderhand!

Snelt dan, jaren, snelt vry henen
Met uw blydschap en verdriet;
Welk een ramp ik moog beweenen,
God, myn God verandert niet:
Blyft my alles hier begeven,
Voortgeleid door zyne hand
Schouw ik, uit dit nietig leven,
In myn eewig vaderland.

Gegen 7 Uhr begann das Backen. Vater saß mit dem Eisen vor dem Feuer, Mutter legte den Teig, Speck und Wurst hinein, und wir Kinder saßen um den Tisch herum und aßen feste drauf los. Eins von uns mußte aus dem Gesangbuch u. aus Starks Andachtbuch vorlesen. Ein extra guter Tee durfte natürlich nicht fehlen. Zuletzt wurden noch eine Anzahl -Neujahrskuchen gebacken, und nachdem das neue Jahr eingeleutet war und wir uns gegenseitig ein „gesegnetes neues Jahr“ gewünscht hatten, ging man zu Bett.

Nikolaus

Zu St. Nikolaus wurden die Kinder von den Eltern beschert. Schon viele Tage vorher sprachen wir von nichts anderm, als was der Nikolaus wohl bringen würde. Dann wurde gesungen:

**Sünner Klaas du goede Bloed,
Bring mi'n Stückje Zückergoed,
Neit to völ un neit toe min,
Smit mi't man toe'd Schöstien in.**

Ich mag ungefähr 8 Jahre alt gewesen sein, als ich an der Existenz eines Nikolaus zu zweifeln begann. Als ich am Abend vor dem Nikolaustag zu Bett gebracht worden war, nahm ich mir vor, nicht einzuschlafen, um

abzuwarten, ob der Nikolaus wirklich käme. Bevor meine Eltern mit der Bescherung begannen, wollte meine Mutter sich noch überzeugen, ob ich schon schlief.

Ich tat natürlich so, als wenn ich längst hinüber wäre, und meine Eltern stellten die mir zugedachten Sachen hübsch zusammen am Fenster auf. Ich hatte alles gut beobachtet, konnte aber die Zeit bis zum andern Morgen nicht abwarten und wurde munter. – Is de Sünnner Klaas d'r all west? Fragte ich aus dem Bette. Die Eltern wußten natürlich gleich, daß ich gelauscht hatte, mein Vater sagte: „Ja, hy is d'r west, man toe'n letzten mal“. Da hatte ich die Bescherung, meinen Eltern hatte ich die Freude verdorben. Aber am nächsten Tage war ich bei meinen Schulkameraden der Held, ich wußte nun ganz gewiß, wer der Sünnner Klaas war.

Martini

Martini zogen wir Kinder abends mit selbstgemachten Laternen von Haus zu Haus und sangen Lieder. Diese Laternen waren ausgehölte Runkelrüben, erst später kamen die Papier-Lampions. Dabei heimsten wir alles Mögliche ein: Aepfel, Nüsse, Gebäck, Pflaumen und dergl. Die Lieder, die wir sangen, waren wohl schon sehr alt, es gab davon eine ganze Anzahl. Eins davon hieß so:

Kipp-Kapp-Kögel,
Sünte Marten Vögel,
Sünte Marten dicke Buck,
steckt sin Neers toet Fenster ut.

Aber unserm Lehrer gefiel dieser Sing-Sang nicht, er lehrte uns ein neues Lied, welches wohl noch heute gesungen wird.

Melodie: Wir winden dir den Jungfernkranz.
Wir zünden unsere Lichter an,
Dem Martinus zu Ehren,
Dem Lichtfreund und dem Glaubensmann,

Und Niemand solls uns wehren.
Schönes helles, schönes helles Martinslicht,
Helle sollst du funkeln,
Trotz dem argen Dunkeln.
u.s.w.

Judica

Am Sonntag Judica, zwei Wochen vor Ostern, war nachmittags in der Kirche Prüfung in Biblischer Geschichte und Katechismus. Am Freitag vorher war in der Schule Prüfung gewesen, wozu die Angehörigen der Schüler eingeladen wurden. Zu Judica bekamen wir neue Kleider oder aus alten neu gemachte, u. nach der Prüfung zu Hause Schokolade und Zwieback.

In der darauf folgenden Woche fand die Prüfung derjenigen Schüler durch den Herrn Superintendenten statt, die Ostern die Schule verlassen sollten. Wir wurden dann versetzt und die Osterferien begannen.

Der Konfirmanden-Unterricht begann erst nach der Entlassung aus der Schule und wurde nur in den Wintermonaten erteilt. Manche besuchten den Unterricht bis zum 20. Lebensjahr und darüber hinaus, ein Fall ist mir erinnerlich, daß ein Mädchen kurz nach der Konfirmation heiratete. Solange die jungen Leute noch nicht konfirmiert waren, galt es als selbstverständlich, daß sie keine Vergnügungen mitmachten, oder ein Wirtshaus besuchten. Gute alte Zeit!

Zur Unterhaltung und Fortbildung der heranwachsenden Jugend wurde damals nichts getan. Aus der Schule entlassen, kamen die jungen Menschen teils in die Lehre, teils in Stellung und waren dann auf sich selbst angewiesen.

Für alle aber war der schönste Teil der Jugend zu Ende.

